

Evelyne Lorenz
Die Käferbohnenfrau

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage März 2018

literatur nr. 92

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Albert Lorenz

Autorenfoto: Arthurs Fotostudio A7

Druck und Bindung: Printera

ISBN 978-3-903144-47-7



Evelyne Lorenz

Die Käferbohnenfrau

Roman

DAS ERSTE GESPRÄCH

Dezember 2007.

Es ist kalt.

Der Frost setzt sich in sichtbaren Eiskristallen nieder, verweilt als bizarr glitzernder Raureif an den Ästen und Zweigen der in den Himmel ragenden, kahlen Waldbäume und breitet sich in schweigender Kälte über Hügelketten und Täler, die sich im Grenzgebiet zwischen Österreich und Slowenien verlieren.

Die Übergänge der Hügel, Felder und Wälder sind weich und sanft, werden getragen von unzähligen Reihen froststarrer Reben, die in den weitläufigen Weingärten am Wegrand beginnen und irgendwo im Nebel enden, nur unterbrochen von hochmütig in die Höhe ragenden Pappeln, die dieser Landschaft etwas Südländisches verleihen und sogar jetzt, in der frostigen Starrheit, mit Wehmut an Sonne und Sommerwind erinnern.

Ich stapfe durch den Schnee, der unter meinen Füßen knirscht und zerbricht.

Mein Atem formt sich zu bauschigen Wölkchen in der Kälte des Tages.

Er verweht.

Ich kenne den Weg, ich bin ihn oft schon gegangen.

Im Winter ist es hier still.

Und ich liebe diese Stille nach den Touristenströmen des goldenen Herbstes, wenn sich die Mensentrauben an den rauchenden Maroni-Öfen versammeln, den milchig trüben neuen Wein in einfachen Glaskrügen verkosten und sich ihre Blicke am Horizont eines strahlendem Herbsthimmels verlieren.

Die Weinlese ist längst vorbei, der neue Wein lagert in den Fässern und schenkt sich nun die Zeit, um zu reifen. Endlos reiht sich Rebstock an Rebstock, in der Stille des Winters Kraft sammelnd für ein neues Jahr, ebenso wie der Winzer, der jetzt nach den rotgoldenen Tagen des Herbstes und nachdem das Sprudeln, Sieden und Keuchen des jungen Weines seinen Duft verströmt hat und allmählich verstummt ist, im Keller den Saft der Reben nach Wissen und Geschick veredelt, um ihn später zu filtrieren und in Flaschen abzufüllen.

Ich genieße die Ruhe, die über den sanften Hügeln schläft. Weingärten und Wälder wechseln sich ab und säumen meinen Weg, der an der Grenze entlangführt und mir vertraut ist. Doch heute ist dieser Weg neu und anders – diese Grenze, die stets meine Schritte gelenkt und ihre Richtung gehemmt und eingeschränkt hatte, ist nicht mehr da. Vor mir im Schnee liegt ein Grenzbalken, wie unabsichtlich hingeworfen.

Ich bleibe stehen.

Ein Grenzbalken, das Symbol von Trennung und Übergang, wird nicht mehr gebraucht, ist wertlos geworden, zu nichts mehr nütze, weggeworfen. Diese Grenze war da, sooft ich hier vorbeigewandert war, und nun ist sie weggerückt, befindet sich anderswo.

In Gedanken verloren starre ich auf die rot-weiß-rot lackierte Eisenstange mit der runden, rot umrandeten Scheibe, die über Jahrzehnte das Symbol für HALT bedeutete hatte. Dort, wo früher der Weg durch diesen Grenzbalken versperrt gewesen war, kann ich nun hinübergehen. Wie oft ich da gestanden und hinübergeblickt hatte!

Manchmal waren in der kleinen Zollhütte neben dem Grenzbalken Zöllner gesessen und hatten Zigaretten

geraucht. Ich konnte ihre Stimmen hören, aber ihre Worte nicht verstehen. Vielleicht hatten sie mich gesehen – doch beachtet hatten sie mich nie.

Sie waren drüben und ich war da gewesen und da ich nie Anstalten gemacht hatte nach drüben zu gehen, war ich für sie nicht von Interesse.

Und nun kann ich hinübergehen. Einfach so!

Die Grenzlinie zwischen Österreich und Slowenien existiert auf den Landkarten, als eine Linie mit schwindender Bedeutung, denn nach den Jahrzehnten der Trennung sind die Menschen auf beiden Seiten einander näher gekommen, zur Gemeinschaft Europa zusammengerückt. Beinahe andächtig setze ich einen Schritt vor den anderen.

Es ist der 21. Dezember 2007.

Das »Da« und das »Drüben« existieren noch immer, sie haben sich über Jahrzehnte in den Köpfen der Menschen manifestiert – doch der im Schnee liegende Grenzbalken zeugt von einer neuen, anderen Wirklichkeit.

Es war ihre Stimme, die mich plötzlich aus meinen Gedanken riss.

Sie stand im Schnee wie ich, eingehüllt in einen dicken, fast bis zum Boden reichenden dunklen Mantel, den Kopf mit einem wollenen Kopftuch umhüllt, aus dem ihre weißen Haare hervorlugten.

Sie lächelte.

Wir gingen aufeinander zu und dort, wo noch gestern der Grenzbalken an den rechts und links des Weges angebrachten Pfosten befestigt gewesen war, begegneten wir einander.

»Grüß Gott!«, sagte ich und erwiderte das Lächeln der alten Frau.

»Dober dan!«, antwortete sie.

Als sie mein ratloses Gesicht sah, lächelte sie mir schelmisch zu und meinte: »Nichts für ungut! Ich spreche deutsch! Ich bin ja eine von da.« Und nach einer kurzen Pause: »Aber auch eine von drüben.«

Da standen wir nun beide vor dem im Schnee liegenden Grenzbalken.

»Da schauen Sie hin!«

Sie deutete mit ihrer von harter Arbeit gezeichneten Hand auf die im Schnee liegende Eisenstange und fuhr fort: »Das ist unsere Zeit. Was nicht mehr gebraucht wird, wirft man fort. Da wird er nun liegen bleiben, bis er von Schnee und Regen verwittert und mit Rost überzogen sein wird und die nach uns werden gar nicht mehr wissen, wie bedeutungsvoll dieser Grenzbalken einmal gewesen ist und wie viele Schicksale er durch sein Öffnen und Schließen bestimmt hat.«

Ich nickte und hauchte auf meine von der Kälte rot gewordenen Finger.

»Ja, ja!«, meinte die betagte Fremde versonnen. »Der Winter ist kalt und doch ist er heuer anders als sonst, geradezu mild, denn wer hätte vor Jahren daran gedacht, einmal hier im Schnee einen Grenzbalken liegen zu sehen.«

Dann nickte sie wieder und schaute mich versonnen an.

»Wissen Sie, damals ... das war ...«

Sie überlegte eine Weile und ich verhielt mich still, ließ ihr Zeit, die Gedanken zu sammeln, denn es begann mich plötzlich ganz brennend zu interessieren, wie und was damals gewesen war.

Ihre Worte formten sich zu Hauch, der sich in der Kälte auflöste und ich wusste plötzlich, sie würde mir davon erzählen – von ihrem Leben an der Grenze. Und tatsächlich sagte sie plötzlich: »Wir stehen da im Schnee an der Grenze

und reden, während meine Füße zu frieren beginnen. Wollen Sie mich ein Stück begleiten?«

Ohne meine Antwort abzuwarten, setzte sie sich in Bewegung und ich folgte ihr.

Nach wenigen Minuten bogen wir von der Straße ab und vor uns standen die Gebäude des Weingutes Adam-Jordan. Aus dem Schornstein stieg Rauch auf.

Nachdem die alte Frau meinen fragenden Blick wahrgenommen hatte, meinte sie: »Jetzt im Winter ist die Buschenschank geschlossen und mit dem Weinverkauf beginnen die Jungen erst im Februar. Momentan machen sie Urlaub und ich bin allein und hüte das Haus.«

Sie öffnete die schwere Holztür und bot mir in der Stube, in deren Mitte ein Kachelofen wohlthuende Wärme verbreitete, einen Platz an.

»Möchten Sie Tee?«

Ich nickte.

VERLORENE HEIMAT

1911.

Maria Rojkos lag in den Wehen. In dem kleinen bescheidenen Häuschen, in dem sie mit ihren Eltern und Geschwistern lebte, war es dunkel und stickig. Die kleinen Fenster ließen kaum Licht in das Innere der finsternen Stube dringen, in dem sich die Wöchnerin unter Schmerzen hin- und herwarf.

»Lange braucht es nicht mehr!«, sagte die Hebamme, die aus Süssenberg geholt worden war.

»Wieder so ein armes Hascherl ohne Vater!«

Die Mutter bekam einen starren Blick, wandte sich an die Hebamme und meinte mit herbem Ton: »Helfen sollst ihr und nicht predigen wie der Pfarrer!«

»Schon gut«, murmelte die Hebamme und wandte sich wieder der jungen Maria zu. »Pressen! Pressen! Gleich ist es so weit!«

Marias gellende Schreie waren weithin über die Äcker, die sich rings um die kleine Keusche breiteten, zu hören, doch niemand konnte sie vernehmen, denn es war Februar und wer nicht in der Kartonfabrik von Süssenberg zu arbeiten hatte, befand sich daheim in der Stube, flocht Körbe oder band Reisig zu Besen, die man auf dem Markt in St. Leonhard, Marburg oder Mureck verkaufen konnte.

Die dunklen Schollen der Felder waren von einer dünnen Schneeschicht überzogen und schienen im Winterschlaf zu liegen, der hin und wieder von einigen müden Krähen, die nach Futter suchten, gestört wurde.

Marias Schreie verstummten und wurden vom kräftigen Wimmern des kleinen Franz abgelöst.

Während sich Marias Mutter um das Neugeborene kümmerte, es wusch und in ein weiches, weißes Tuch hüllte, versorgte die Hebamme die junge Mutter.

»Einem strammen Burschen hast du das Leben geschenkt«, meinte sie und tätschelte Marias Wange. Dann legten sie ihr den Säugling in die Arme und Marias Lächeln schien den kleinen Raum zu erhellen.

Sie war unendlich glücklich und unendlich müde.

Als der Vater am Abend von der Arbeit aus der Kartonfabrik nach Hause kam, nahm er die Geburt seines Enkelsohnes ohne Gemütsregung zur Kenntnis. Er setzte sich wie immer an den Tisch und wartete, bis seine Frau von dem großen dunklen Laib einige Scheiben Brot abschnitt und die Schüssel mit der heißen, dampfenden Krautsuppe auf den Tisch stellte.

Marias Brüder, die ebenfalls ihren Lebensunterhalt in der Kartonfabrik verdienten, setzten sich an den Tisch und warteten, bis der Vater seinen Löffel in die Suppenschüssel gesteckt hatte, dann begannen auch sie zu essen.

Als die Suppenschüssel, aus der sie gemeinsam und mit Bedachtsamkeit löffelten, leer war und auch die letzten Tropfen mit Brot ausgewischt waren, stellte die Mutter ein rundes Holzbrett, auf dem ein längliches Stück Speck und einige Scheiben von der geräucherten Wurst, die sie nach der letzten Schlachtung gemacht hatten, lagen.

Die beiden hochgewachsenen blonden Jungen bekamen große Augen und als der Vater den Speck in dünne Streifen geschnitten hatte, langten sie tüchtig zu.

Ein Festtagsessen mitten in der Woche.

»Er soll Franz heißen, wie du«, sagte die Mutter nach einer Weile.

Der Vater blickte kurz auf und erwiderte nichts.

Leopold und Julius hielten mit vollen Backen im Kauen inne, schauten einmal zum Vater, dann zur Mutter und wechselten einen vielsagenden Blick.

Schweigend aßen sie weiter.

Als sich der Vater die fettigen Finger an seinem Sacktuch abgewischt und das leere Jausenbrett, auf dem noch einige kleine Schwartenstücke im Schein der Petroleumlampe glänzend braun schimmerten, in die Mitte geschoben hatte, blickte er auf seine beiden Söhne und danach zu seiner Frau.

»Das Kind ist ledig und eine Schande, aber es ist mein erstes Enkelkind, und es soll ehrenhaft aufwachsen können. Die Maria muss heiraten. Ich werde gleich morgen mit dem Nepomuk reden. Ich hätte es schon längst tun sollen.«

»Du hast ja recht, aber der Nepomuk hat ja nichts. Wovon sollen die beiden denn leben?«

»Wem Gott schenkt ein Häschen, dem gibt er auch ein Gräschen. Es sind noch alle in unserem Haus groß geworden. Wir werden eben zusammenrücken müssen!«

Damit stand der Vater auf, holte sich aus seinem Rock die Tabakdose, faltete ein kleines dünnes weißes Papierblatt auseinander und begann, sich eine Zigarette zu drehen.

»Willst ihn nicht vielleicht vorher anschauen, bevor du deine Zigarette anzündest?«, wagte die Mutter zaghaft zu fragen.

»Wenn du meinst!«, sagte er und erhob sich schwerfällig. Er bedachte die beiden Söhne mit einem auffordernden Blick und diese folgten ihm zögernd zur Stubentür der Wöchnerin und traten neugierig ein. Sie waren plötzlich Onkel geworden!

Als der kleine Franz ein Jahr alt war, heiratete Maria den Arbeiter Nepomuk Jordan und mit der Unterstützung ihrer Familie bauten sie an das kleine Elternhaus eine Stube an.

Maria nahm, wie ihr Vater, ihre beiden Brüder und ihr Ehemann, wieder ihre Arbeit in der Kartonfabrik auf und die Mutter bestellte den Garten, bebaute den kleinen Erdäpfelacker und versorgte das Schwein, die beiden Ziegen und die Hühner, die in einem kleinen Stall gleich hinter dem Haus untergebracht waren. Ihre besondere Sorge aber galt dem kleinen Franz, der sich prächtig entwickelte.

Die Tage, Wochen und Monate wechselten einander im Rhythmus der Jahreszeiten ab und die Familie lebte in bescheidener Freude und Einfachheit in dem kleinen Haus etwas außerhalb der Ortstafel von Süßenberg.

Süßenberg war ein kleiner unbedeutender Ort im Süden der Steiermark, direkt an der Mur gelegen, und wäre nicht die Kartonfabrik gewesen, wäre wahrscheinlich am Fuße des bewaldeten Hügels, der das Dorf schützend gegen das Umland umarmte, nie diese kleine Ortschaft entstanden. Doch in der Fabrik fanden die Menschen aus den umliegenden Dörfern diesseits und jenseits des Murflusses Arbeit. Und allmählich siedelten sich Arbeiter und deren Familien in Süßenberg an.

Eine Reihe kleiner Häuser sammelte sich um den Dorfplatz mit der im romanischen Stil erbauten Kirche, die mit ihrem spitzen Turm alle Gebäude überragte, gleichsam als wollte sie den Stellenwert der Kirche dadurch noch besser unterstreichen und festigen.

Hinter der Kirche stand inmitten eines kleinen üppigen Gartens das aus Stein erbaute Pfarrhaus, an den der Gottesacker – der Friedhof – mit den zum Teil bereits verwiterten Grabsteinen und schön gefertigten schmiedeeisernen Kreuzen sowie einer kleinen Anzahl einfach geschmückter Gräber grenzte.

Auf der anderen Seite des Dorfplatzes befand sich das Wirtshaus. Hier wurde nicht nur an Sonn- und Feiertagen gegessen, getrunken, gescherzt und bei Hochzeiten getanzt. Hier wurde am Stammtisch Politik gemacht. Es war die Politik des einfachen Mannes, in dessen Lebensmittelpunkt der Arbeitsplatz und untrennbar damit verbunden der Wohlstand oder einfach das Überleben der Familie standen.

Die Kartonfabrik des kleinen Ortes war der eigentliche Mittelpunkt der kleinen Gemeinde und befand sich daher im steten Wettstreit mit den Dogmen der Kirche. Die Predigten des Pfarrers bestimmten das spirituelle Dorfgeschehen am Sonntag, aber die Kartonfabrik gab den Menschen Arbeit und – wenn auch nur in bescheidenem Maße – Wohlstand und erwarb sich damit eine Macht, die an den Werktagen jene der Kirche in den Schatten stellte.

Der Bürgermeister des kleinen Ortes war, wie die meisten Bewohner, auch in der Kartonfabrik beschäftigt. Er war der Vorarbeiter, bestimmte über die Arbeitseinteilung, über Aufnahme neuer Arbeiter und Entlassungen. So war sein Handeln unmittelbar an das Wohlergehen seiner Gemeindeglieder wie auch an den Fortschritt und die Arbeitsleistung der Fabrik gebunden. In dieser dualen Tätigkeit war es für den Mann, der sich selbst als einer aus dem Volke bezeichnete, nicht immer einfach, Entscheidungen zu treffen, die allen einigermaßen gerecht werden konnten. Manchmal bewegte er sich wie ein Seiltänzer auf dem gespannten Seil zwischen den Wünschen seiner Vorgesetzten in der Fabrik und den Forderungen, die seine Gemeindeglieder an ihn stellten.

Gustl Wegenhuber sah sich hin und wieder der Kritik seiner Mitbürger ausgesetzt, aber da er ein Mann des Volkes war, sich oft und gerne in dem einzigen Wirtshaus des

Ortes aufhielt, ersetzte ihm der Stammtisch bisweilen seine Amtsstube in dem kleinen Gemeindehaus.

Bei einem oder mehreren Krügen Bier konnte er auf seine besondere Art und Weise die Probleme seiner Mitbürger lösen, obwohl es bisweilen am Stammtisch auch sehr heiß herging. Doch die Bewohner von Süssenberg waren im Großen und Ganzen mit ihrem Bürgermeister zufrieden und man schätzte ihn und begegnete einander in gegenseitiger Achtung.

Abgeschieden von den Problemen der Welt lebte man hier in friedlicher Beschaulichkeit, arbeitete schwer und hart und fügte sich dem auferlegten Schicksal mit jener Hoffnung auf Verbesserung der Lebenssituation, die der beginnende technische Fortschritt brachte.

Wenngleich sich technische Erneuerungen in den kleinen Häusern und Keuschen noch nicht bemerkbar machten, so wurde die Arbeit in der Kartonfabrik durch neue Maschinen erleichtert und die Produktion beschleunigt, dennoch verlangte der Zwölfstundentag in der Fabrik den Menschen einiges ab.

Früh am Morgen, ehe die Sonne ihr goldenes Licht über die kleinen Keuschen, Gärten und Äcker strahlen ließ, machten sich Männer wie Frauen auf den Weg zur Kartonfabrik. Die Arbeit war hart, der Lohn gering, aber die aus grauem Stein gemauerten Hallen mit den riesigen davor gelagerten Holzstößen schafften den bescheidenen Wohlstand zum Leben. Die Menschen waren genügsam und lebten im Gleichklang mit der Natur, fügten sich in ihr Schicksal und lauschten jeden Sonntag andachtsvoll der Predigt des Pfarrers in der kleinen Dorfkirche.

Sie vertrauten ihm und seinen Worten und Maria, die einst von der Kirche als unehrenhaft wegen ihrer ledigen

Mutterschaft verurteilt worden war, saß jeden Sonntag mit erhobenem Haupt in der Bank auf der Frauenseite links im Mittelschiff der Dorfkirche und hielt verstohlen ihre abgearbeiteten Hände an die Seidenschürze, die ihren anschwellenden Bauch noch verbergen konnte, in dem ein neues Kind heranwuchs, ein eheliches Kind, ein Kind der Ehre.

»So schnell hast du dir wieder eines anhängen lassen«, hatte die Mutter gemeint, als sich Maria eines Morgens hinter dem Haus über dem hölzernen Abtritt hatte übergeben müssen.

»Was hätte ich denn anders tun sollen? Der Nepomuk kann ja gar nicht genug kriegen von mir. Hätte ich wegschicken sollen zu einer anderen?«

Die Mutter seufzte und schüttelte den Kopf.

»Das ist wohl das Los von uns Frauen«, meinte sie und stellte die Schüssel mit süßem Grießbrei auf den Tisch, holte den kleinen Franz zu sich, setzte ihn auf ihren Schoß und begann ihn zu füttern.

Maria betrachtete ihre Mutter eine kurze Weile, dann meinte sie mit verhaltener Stimme: »Ich mag ihn halt, den Nepomuk!«

»Schon recht! Vergiss, was ich vorhin gesagt habe! Für das neue Kleine wird es auch reichen.«

Danach wurde nicht mehr über die Schwangerschaft von Maria gesprochen.

Maria ging wie jeden Tag zur Arbeit, obgleich es ihr in den letzten Wochen vor der Geburt doch recht schwerfiel.

Als der erste Schnee in weichen stillen Flocken vom Himmel fiel und sich auf die Häuser der Dächer wie dicke weiße Mützen legte, wurde Johanna geboren.

Es war der 19. November 1913.

Die Geburt verlief ohne Schwierigkeiten und als Nepomuk von der Arbeit aus der Kartonfabrik nach Hause kam, fand er seine Frau mit einem seligen Lächeln, das ihr Gesicht überstrahlte, und einem weißen Bündel im Arm, aus dem ein winziges Kindergesichtchen lugte, im Ehebett liegend vor.

Verlegen blieb er an der Tür der Stube stehen, drehte seinen Hut ratlos in den Händen und kam erst nach Marias Aufforderung näher, setzte sich ans Bett und betrachtete scheu seine kleine Tochter.

»Ich möchte sie auf den Namen Johanna taufen lassen. Bist du einverstanden, Nepomuk?«

Er nickte und streckte seinen schwieligen Zeigefinger aus und streichelte ganz sanft die winzigen Finger seines kleinen Mädchens.

»Johanna Jordan! Das klingt gut!«, nickte er.

Später, als das Neugeborene tief und friedlich in der Wiege neben Marias Bett schlief, kam Nepomuk zu Maria, rückte ganz nahe zu ihr hin, legte den Arm um sie und sagte: »Es ist gut, dass du jetzt zwei Wochen lang nicht zur Arbeit gehen musst. Momentan ist es recht unruhig in der Fabrik. Man erzählt sich, dass es Krieg geben wird. Aber ich glaube das nicht und wenn, dann wird der Krieg nur von kurzer Dauer sein. Die Österreichische Monarchie hat schon viele Schwierigkeiten siegreich überstanden. Es lebe unser Kaiser Franz Joseph!«

»Wie kannst du von Krieg sprechen? Noch dazu heute, an dem Tag, an dem unsere Tochter auf die Welt gekommen ist? Sie soll in Frieden heranwachsen und es soll ihr einmal besser gehen als uns.«

»Maria, du hast ja recht!«, sagte er und streichelte liebevoll die Hand seiner Frau.

»Es ist ja nur, weil sie in der Fabrik darüber reden. Wir wissen ja nichts. Hier in Süßenberg wissen wir ja nicht, wie es draußen in der Welt zugeht. Hier in unserem Dorf sind wir so weit abseits von überall und für uns interessiert sich ja auch niemand. Aber in der Fabrik wird viel über einen bevorstehenden Krieg geredet. Er scheint sich nicht mehr vermeiden zu lassen. Wir haben uns heute nach der Arbeit in der kleinen Werkhalle getroffen. Es sind fast alle gekommen. Unser Vorarbeiter hat das große Wort geführt. Du kennst ihn ja, den Gustl. Er kehrt auch in der Fabrik immer wieder den Bürgermeister hervor. Er redet gern und viel, aber heute hat er uns alle zum Nachdenken gebracht. Den Großen da oben geht es gut, die leben in Wohlstand und wir – die Arbeiterschaft –, wir schufteten tagaus und tagein und was haben wir? Gerade das Notwendigste zum Überleben! Wirst sehen – der Krieg wird kommen wie ein reinigendes Gewitter und danach wird es uns allen besser gehen. Die Zeiten müssen und werden sich ändern!«

Viele Jahre später sollte er an diesen Abend und an seine Worte zurückdenken.

Maria hatte still zugehört. Nun nahm sie seine Hand und meinte: »Lass den Krieg draußen! Du bist heute wieder Vater geworden und unsere kleine Tochter ist gesund. Und mir geht es auch gut, weil du da bist.«

Nepomuk nickte, betrachtete liebevoll seine Frau und die Gedanken an Krieg und Veränderung in der Gesellschaft rückten in die Ferne.

In jener Nacht zählte nur, dass seine Frau seine Tochter Johanna geboren hatte, beide wohl auf waren und er an Marias Seite lag und die Weichheit ihrer Haut spüren konnte.

An den Weihnachtstagen wurde in der Kartonfabrik nicht gearbeitet.

Nepomuk holte gemeinsam mit dem Vater einen kleinen Fichtenbaum aus dem Wald, den Maria liebevoll mit bunten Papiergirlanden, selbst gezogenen Wachskerzen und Zuckerringen schmückte. An die Spitze des kleinen Weihnachtsbaumes steckte sie einen Stern aus Goldpapier, der während des ganzen Jahres gut behütet in einer Schachtel auf dem Dachboden aufbewahrt wurde.

Die bescheidene Stube erstrahlte in festlichem Glanz und der kleine Franz schaute mit großen Kinderaugen auf die brennenden Kerzen und den leuchtenden Stern. Selbst Johanna, die von ihrer Großmutter am Arm gehalten wurde, schien zu lächeln, worauf Maria ebenfalls lächelte und strahlend ausrief: »Sie hat gelacht, am Heiligen Abend hat unser Hannerl das erste Mal gelacht.«

Dann saß man um den Tisch in der Stube. Im Herrgottswinkel brannte eine Kerze und der Vater las aus dem Weihnachtsevangelium. Danach trugen die Mutter und Maria das Essen auf.

Am Vortag hatten die Frauen zwei Hühner geschlachtet, deren Bratenduft sich nun im Zimmer ausbreitete und einen besonderen Genuss in Aussicht stellte.

Bratkartoffeln und eingelegtes süßsaures Kraut ergänzten das Festmahl.

Später trug Maria die Nusspotitze herein, streute Zucker darüber und der Vater holte die kleine bauchige Flasche mit dem Schnaps. Er füllte für Nepomuk und Marias Brüder, die bei Einbruch der Dunkelheit aus Süßenberg, wo sie im Dorfgasthaus ausgiebig die politische Situation des Landes besprochen hatten, heimgekommen waren, die kleinen Gläser bis an den Rand voll und wünschte allen eine frohe

Weihnacht. Es war ein Bild des Friedens, aber es war ihnen nicht bewusst.

Bald nach Weihnachten nahm Maria wieder ihre Arbeit in der Kartonfabrik auf.

Viel lieber wäre sie zu Hause bei ihrer kleinen Tochter Johanna geblieben, aber die Familie benötigte ihr Einkommen, denn man wollte gleich im Frühjahr einen Zubau am Haus machen, damit für die junge Familie mehr Platz vorhanden war. Marias Mutter war gerne bereit, ihre beiden Enkelkinder zu hüten. Wenn Maria abends von der Arbeit heimkam, dann schlief Johanna bereits in ihrem kleinen Gitterbettchen, das ihr Nepomuk aus Weidenholz geflochten hatte, neben dem Bett der Großmutter und Johanna blieb nur der Blick auf das friedliche Gesichtchen ihres schlafenden Kindes, und mit Wehmut dachte sie manchmal, wovon Hannerl jetzt wohl träumen mochte.

Der kleine Franz war noch wach. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, von den starken Armen seines Vaters hochgehoben zu werden und sich ganz fest an ihn zu drücken, mit seinen kleinen festen Fingern am dichten Schnurrbart seines Vaters zu ziehen und danach in Großvaters Taschen nach Zucker zu suchen, ehe auch er zu Bett gehen musste.

Beim anschließenden Abendessen wurde wenig gesprochen. Maria war zu müde, um sich an den Gesprächen der Männer zu beteiligen und wenn sie später vor dem kleinen Spiegel in der Kammer saß und ihr langes Haar bürstete, betrachtete sie ihr junges Gesicht und dachte an die Zukunft und suchte nach Spuren des Älterwerdens. Obwohl sie müde von dem schweren Arbeitstag war, dachte sie mit Freude daran, dass Nepomuk und sie nun genügend

Geld zur Seite gelegt hatten, dass sie bald mit dem Zubau an das kleine Haus beginnen konnten.

Später, als sie schon tief und fest schlief, spürte sie, wie Nepomuk an ihre Seite glitt, seine schwieligen Hände mit der ihm eigenen fordernden Zärtlichkeit um ihre Hüften legte und sich fest an sie drückte. Maria hatte Angst vor einer neuerlichen Schwangerschaft und wehrte ihn sanft ab.

»Lass uns schlafen. Ich bin so müde und morgen ist ja auch noch ein Tag!«

Nepomuk fügte sich seufzend, hielt sie jedoch weiter fest umschlungen und bald verriet ihr sein gleichmäßiger Atem, dass er eingeschlafen war. Langsam entzog sie sich seiner Umarmung und ließ sich in einen traumlosen Schlaf sinken.

Der Morgen brach viel zu früh an und gemeinsam machten sich Vater, Schwiegersohn und Tochter, nachdem sie sich mit Sterz und Rahmsuppe gestärkt hatten, in der morgendlichen Kälte und Dunkelheit auf den Weg zur Fabrik.

Während Maria an der beheizten Walze stand, die der Glättung der vielen Schichten des Kartons diente, arbeiteten Nepomuk und der Vater am Zulaufband der Holzschnitzel, fuhren mit dem Karren unermüdlich die Holzlasten in die Werkshalle und kämpften täglich mit dem Holzstaub, der sich wie ein Schleier um diesen Arbeitsbereich legte.

Wenn um 12 Uhr die Werks sirene ertönte, traf man sich bei schönem Wetter draußen vor der Werkshalle, wischte sich den Schweiß von der Stirn, setzte sich auf eine der langen Holzbänke an der steinernen Außenwand der Fabrikshalle und packte die mitgebrachte Verpflegung aus. Männer und Frauen nahmen ihre Mittagsmahlzeit getrennt ein. Nicht, dass dies von der Fabrikleitung so vorgeschrieben worden wäre, aber die Gespräche der Männer hatten ande-

re Themen als die der Frauen und die Frauen waren ganz gerne unter sich.

Auf ihren dunkelblauen Kopftüchern lag der feine Holzstaub und ihre langärmeligen Arbeitskleider wiesen die Spuren unzähliger Arbeitsstunden auf. So wie sie sich um den Tisch in dem spärlich beleuchteten Aufenthaltsraum versammelt hatten, ähnelten sie einander in ihren dunklen Tüchern und geflickten Kitteln, doch in ihren Stimmen und Bewegungen unterschieden sie sich und Maria mit ihren langen blonden Zöpfen, die trotz der zweifachen Mutterschaft über einen biegsamen schlanken Körper verfügte, stach unter den von der jahrelangen schweren Arbeit gezeichneten Frauen mit den krummen Rücken und den von der Papierlauge nassen und manchmal aufgedunsenen Beinen hervor.

Sie verkörperte Jugend und Kraft, etwas, was vielen der anderen Arbeiterinnen verloren gegangen zu sein schien.

Maria haderte nicht mit ihrem Schicksal, obwohl sie wusste, dass es vielen Menschen ihrer Umgebung besser erging, und diese ein einfacheres und leichteres Leben hatten als sie selbst. Maria fand ihren Halt und ihre Sicherheit in der Familie. Nepomuk war ihr ein treuer und fürsorglicher Ehemann, der sie liebte und achtete. Zwischen ihnen gab es kaum Zwistigkeiten, und wenn, dann folgte Maria dem Rat ihrer Mutter und fügte sich ihrem Mann, ordnete sich ihm unter. Dieses Verhalten war ihr von Kindheit an vertraut, lebte es ihr doch ihre Mutter täglich vor.

Als es Frühling wurde, begannen Nepomuk und der Vater mithilfe von Marias Brüdern mit dem Zubau an der kleinen Keusche. An den Sonntagen kam eine kleine Schar tatkräftiger Männer aus der Nachbarschaft dazu, setzte Ziegelstein auf Ziegelstein, während die Frauen sich beim

Mischen des Mörtels mit Wassereimern und Schaufeln abwechselten.

Bald waren die beiden Räume fertiggestellt, der Dachstuhl aufgesetzt und mit einem dicken Strohdach gedeckt.

Zu Ostern fuhren Nepomuk und Maria mit einem Ochsenfuhrwerk nach Mureck, wo sie einen Schrank und zwei Betten für ihre Kinder erstanden.

Nur ungern willigte die Großmutter ein, die kleine Johanna wieder herzugeben – zu sehr hatte sie sich an die Nähe des herzigen Mädchens gewöhnt, und mit Eifersucht warf sie sämtliche Bedenken ein, die gegen einen Auszug der Kleinen sprachen.

Maria war unschlüssig.

So sehr sie ihr kleines Mädchen nun bei sich haben wollte, so sehr spürte sie auch den Trennungsschmerz der Großmutter. Nepomuk aber ließ sich nicht beirren und ganz Herr im Haus hielt er an seinem Tun fest, nahm seine kleine Tochter auf dem Arm und erklärte ihr, dass sie nun bei Mutter und Vater schlafen werde, jedoch die Omi ganz in ihrer Nähe sei und sie, wenn die Eltern bei der Arbeit sind, wieder bei der Omi sein konnte.

Die Kleine sah ihren Vater mit großen blauen Augen an, lauschte seiner Stimme und zupfte an seinem Oberlippenbart, gab ein gurrendes Lachen von sich und streckte die Händchen nach der Großmutter aus.

Diese streckte ihr mit Tränen in den Augen die Arme entgegen und drückte sie an ihr Herz.

»Das braucht eben noch Zeit!«, meinte Maria, und so blieb Johanna weiterhin in der Obhut der Großmutter, während sich Franz schnell an die neue Stube gewöhnte. Er war inzwischen zu einem stämmigen Dreijährigen herangewachsen, der mit sensibler Wachsamkeit seine Umwelt

aufnahm und auf neue Gegebenheiten blitzschnell reagierte und schon jetzt genau zu wissen schien, was er wollte und was er ablehnte.

Franz war ein lebhaftes und aufgewecktes Kind, das an seinem Großvater mit hingebungsvoller Zuneigung hing und ihm, wo dieser sich auch befand, stets wie ein Schatten folgte. So beobachtete er mit kindlicher Neugier alles, was der Großvater machte und versuchte in unbeobachteten Augenblicken, das Gesehene nachzuvollziehen, was nicht selten ohne Folgen blieb.

Schnittverletzungen, geschwollene Finger und Brandblasen waren oft die Folge und da die Behandlungen des Arztes in Mureck teuer waren, musste man Abhilfe mit Hausmitteln schaffen. Die Großmutter hatte für die kleinen und größeren Unfälle des Franz stets ihre Tinkturen und hausgemachten Salben zur Hand. Die Wunden heilten meist schnell, aber die Narben blieben.

Der Frühling 1914 verschwendete seine Pracht, als wollte er den Menschen mahnend deutlich machen, dass sie sich noch lange an den Duft der blühenden Bäume, das Summen der Bienen und an die ersten Triebe, die aus den braun glänzenden Schollen der Felder emporkamen, erinnern sollten.

Doch die blühende Pracht, die die Natur verschwendete, konnte nicht über die Spannungen, die in Europa immer stärker wurden, hinwegtäuschen. Auch in Süßenberg, dem kleinen Dorf an der Mur mit der großen Kartonfabrik, sprach man immer öfter und deutlicher vom Krieg. Die Arbeiter versammelten sich immer häufiger nach und auch während der Arbeitszeit, um gegen die Ungerechtigkeiten innerhalb der Gesellschaft zu diskutieren und begannen,

sich immer stärker gegen die etablierte Gesellschaft des Bürgertums, das in Süßenberg eine kaum vorhandene Minderheit darstellte, durchzusetzen. Die Firmenleitung sah sich mehr und mehr gezwungen, zumindest einem Teil der Forderungen der Belegschaft nachzukommen. Man wählte einen Arbeiterrat, der nun, mit einem bescheidenen Instrumentarium an Mitbestimmung ausgestattet, bessere Arbeitsbedingungen herbeiführen sollte.

Die Produktion verlief dank der Anschaffung neuer Maschinen und Investitionen im Bereich der Walztechnik ausgezeichnet und zwischen der Arbeiterschaft und der Direktion der Kartonfabrik kehrte eine scheinbare Ruhe ein, als man die Löhne ein wenig an hob und an den Samstagen die Arbeitszeit um eine Stunde verkürzte. Doch seit der Aufhebung des Koalitionsverbotes, das den Zusammenschluss der Arbeitnehmer untersagte, begann sich politisches Leben zu regen. Spannungen, die bisher unterdrückt worden waren, traten nun offen zutage und nicht selten kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern und damit begann ein politischer Tageskampf, in dem plötzlich auch die nationale Frage an der Tagesordnung war.

In der zweisprachigen Südsteiermark, damals als Untersteiermark bezeichnet, ergab die letzte Volkszählung im Jahre 1910 ein Ergebnis von 980.000 Bewohnern, die Deutsch als ihre Muttersprache angaben. Im Gegensatz dazu lebten dort 400.000 Menschen, deren Muttersprache Slowenisch war. Die slowenische Minderheit bildete beinahe ein Drittel aller Steirer, war aber nicht im Landtag vertreten.

In Süßenberg lebten bis auf wenige Familien ausschließlich deutschsprachige Menschen und es ergaben sich daher

keine Streitigkeiten. Die hin und wieder aufflammenden Konflikte waren eher durch die großen sozialen Unterschiede und die damit verbundene Unzufriedenheit der Bevölkerung ausgelöst.

Doch nicht überall in Europa verlief der Konflikt so ruhig wie in Süßenberg. Macht und Unterdrückung hatten jenen Punkt erreicht, wo ein winziger Funke genügte, um einen gewaltigen Brand zu entfachen. Und dieser Funke entzündete sich am 28. Juni 1914.

Es war ein sonniger Sommertag, ein heißer Sommerwind strich über die wogenden Ähren und raschelnden Maisfelder. Maria schaute verträumt in die Idylle, die sie umgab, dann bückte sie sich wieder über den Wäschekorb und nahm ein Wäschestück nach dem anderen heraus und hängte diese auf die lange Wäscheleine, die zwischen den knorrigen Apfelbäumen hinterm Haus gespannt war, als ihr Nepomuk atemlos und mit hochrotem Gesicht vom Haus her kommend über die Wiese entgegenlief und laut rief: »Der Thronfolger Franz Ferdinand! Sie haben ihn erschossen – in Sarajewo!«

Maria ließ das weiße Laken ins Gras fallen. »Mein Gott!«, hauchte sie und hielt sich die Hände an den Mund.

»Das bedeutet Krieg!«, meinte Nepomuk mit ernstem und stillem Gesicht.

»Aber woher weißt du denn, was passiert ist?«, fragte nun Maria verstört.

»Vom Gust! Und der hat es vom Direktor erfahren.«

»Aber warum? Warum tut jemand so etwas?« Maria wusste, dass ihr Nepomuk keine Antwort darauf geben konnte, in ihrer Fassungslosigkeit musste sie diese Frage jedoch laut äußern.

Nepomuk nahm sie wortlos in seine Arme. Sie drückten sich fest aneinander, so als wollten sie in der Vorahnung dessen, was sie erwartete, einander nie mehr loslassen.

Maria und Nepomuk, die nie über Süßenberg und die nähere Umgebung hinausgekommen waren, wussten zwar so ungefähr, wo sich Sarajewo befand, aber diese Stadt war für ihre Denkweise so weit entfernt wie die Tatsache, dass die Ermordung des Thronfolgers den Ersten Weltkrieg auslösen sollte.

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie war ein großer und mächtiger Vielvölkerstaat, in dem es immer wieder zwischen den einzelnen Volksgruppierungen aufflammte, doch unter der Regierung des Kaisers waren diese Brände immer wieder schnell gelöscht worden, aber nun war die Situation plötzlich eine andere.

Auf Serbien lastete noch immer, obwohl dies nun mehr als 500 Jahre zurücklag, die Schmach der Niederlage gegen die Türken auf dem Amselfeld, was wiederum den Kosovo zu einem über Jahrhunderte andauernden Heldentum emporhob. Hatten sich die Kosovaren doch geopfert, das Leben tausender Menschen hingegeben, um das Abendland vor den Türken zu retten. Und genau am selben Tag, nur eben 525 Jahre später, wurde nun der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand ermordet.

Zündstoff genug für einen Krieg – den Ersten Weltkrieg!

Exakt einen Monat nach der Ermordung des Thronfolgers erklärte die Österreichisch-Ungarische Monarchie Serbien den Krieg und in der Folge begann in Europa ein Gemetzel unvorstellbarer Art. Der Krieg, der wie die Österreicher behaupteten, nur von kurzer Dauer sein und wie

ein reinigendes Gewitter seine Spuren hinterlassen werde, weitete sich zu einem Weltkrieg aus.

Das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II trug einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung. Wilhelm II stellte den Anspruch auf eine führende Rolle in Europa und hatte sich in seiner Flottenausrüstung in eine außenpolitische Isolation manövriert. Damit ermöglichte er eine Zusammenführung anderer europäischer Mächte. Großbritannien, Frankreich und Russland verbündeten sich gegen Deutschland und Österreich.

Und obwohl Österreich einen aufreibenden und vergeblichen Kampf gegen die Nationalismen im Vielvölkerstaat führte, blieb dieser Staat der einzige Bündnispartner, in dessen südöstlichen Landesteilen nach den Balkankriegen noch eine höchst explosive politische Stimmung herrschte.

Es wurde nichts unternommen, um den Frieden zu erhalten. Vielmehr schien es, dass ganz Europa einen Krieg, der die Spannungen lösen sollte, herbeisehnte.

Und dieser Krieg hatte seinen Beginn am 28. Juli 1914.

Am Abend des 29. Juni 1914, als die Sonne ihr spätes Gold über die sattgrünen Hügel, die grauen Dächer der Fabrik und über die kleinen Keuschen von Süssenberg verstreute, saß Maria mit ihrer Mutter nachdenklich in der Stube. Die kleine Johanna lag in den Armen ihrer Großmutter und schlief, während Maria sich mit Flickzeug beschäftigte und hin und wieder einen Blick auf die Mutter und ihr kleines Mädchen warf.

Nepomuk und der Vater waren ins Dorfgasthaus gegangen. Dort wollten sie mehr über die Geschehnisse von Sarajewo erfahren.

»Mein Kind wird wahrscheinlich im Krieg geboren werden! Was für eine Zeit! Endlich scheint es uns besser zu gehen, wir sind gesund, haben Arbeit und rundherum auf den Feldern gedeiht alles in herrlicher Pracht, da kommt so etwas«, sagte Maria in die Stille, die lastend über der Stube lag.

»So schlimm wird es schon nicht werden«, warf die Mutter ein und wiegte die schlafende Johanna in ihren Armen liebevoll hin und her.

Die Sonne war hinter dem Hügel untergegangen und Dämmerung breitete sich über das kleine Haus mit dem Garten und dem Ziegenstall.

Die Frauen warteten auf den Vater und Nepomuk.

Die Großmutter legte die kleine Johanna ins Gitterbettchen und zündete die Petroleumlampe an. Ihr schwacher Schein breitete sich in der Stube aus, doch das kleine Licht konnte die dunklen Ecken des Raumes nicht erreichen und aus ihnen hervor kroch die Angst, die Maria plötzlich und unerklärlich erfasste.

Als sie endlich die schweren Schritte der Männer vor der Tür hörte, war sie erleichtert.

Mit ernsten Gesichtern traten die beiden ein, hängten ihre Kappen auf den dafür vorgesehenen Haken an der Haustür und setzten sich an den Tisch.

Im Schein der Petroleumlampe sah Maria das blasse Gesicht von Nepomuk und es fiel ihr schwer, ihre Fragen zurückzuhalten.

»Auf das Thronfolgerpaar ist gestern in Sarajewo geschossen worden. Man sagt es sei ein serbischer Nationalist gewesen. Franz Ferdinand ist gestorben und seine Gattin, die neben ihm im offenen Automobil gesessen hatte, hat das Attentat auch nicht überlebt«, berichtete nun der Vater.

»Aber warum? Warum hat man das getan?«

»Ja, das haben wir uns am Stammtisch auch gefragt!«, setzte der Vater hinzu.

»Der Gustl Wegenhuber meint, unser Thronfolger hat sterben müssen, weil er für die Gleichberechtigung der slawischen Völker eingetreten ist und dagegen waren die Separatisten. Die Drahtzieher für dieses Attentat sind in Serbien zu finden und Österreich hat Serbien ein Ultimatum zur Auslieferung der Attentäter gestellt. Innerhalb eines Monats müssen die Forderungen erfüllt werden, sonst gibt es Krieg. Aber der Gustl sagt, dass sich die Serben einen Dreck darum scheren werden und daher wird es Krieg geben.«

»Und was glaubst du? Glaubst du auch, dass es zum Krieg kommen wird?«, fragte Maria ängstlich.

»Ich glaube, der wird sich nicht vermeiden lassen, aber keine Angst! In ein paar Wochen wird alles vorbei sein. Brauchst keine Angst zu haben, Maria!«

Doch Maria war von einer Vorahnung erfüllt und auch die beruhigenden Worte ihres Ehemannes konnten sie nicht über die Angst, die sich bleischwer über sie gelegt hatte, hinwegtäuschen.

Anfangs meldeten sich einige wenige Freiwillige, die bereit waren, für ihr Vaterland zu kämpfen. Nach und nach wurden es mehr und in der Kartonfabrik fehlten die Arbeiter.

Ende August kam auch für Nepomuk Jordan der Befehl zum Wehrdienst.

Maria war erschüttert und versuchte Nepomuk zu überreden, doch zu bleiben, doch dieser wollte unbedingt seiner nationalen Pflicht, wie er sich ausdrückte, nachkommen und als er zum Abschied seine Frau, seine beiden Kinder und die Schwiegereltern umarmte, meinte er mit hoff-

nungsvollem Ausdruck in Gesicht und Stimme: »Jetzt geht es vorerst nach Albanien, aber in vier Wochen oder vielleicht sogar schon früher bin ich wieder bei euch, dann ist der ganze Spuk vorbei.«

Maria versuchte ihm mit Tränen in den Augen zu glauben.

So standen sie nun alle vor der Haustür, winkten ihm zum Abschied so lange nach, bis er hinter dem Hügel zwischen den Häusern von Süßenberg verschwunden war. Dort wartete ein Militärlastwagen, der die wehrpflichtigen Männer nach Marburg in die Kaserne bringen sollte.

Nur wenige Männer, jene, die bereits zu alt zum Kämpfen und jene, die noch zu jung dazu waren, blieben in Süßenberg zurück. Die Jungen blickten ihren Kameraden mit Sehnsucht nach. Zu gerne wären sie mit dabei gewesen und hätten für ihr Vaterland gekämpft. Die Alten jedoch trauten dem Optimismus des schnellen Sieges nicht und schauten ihren Söhnen und Brüdern mit kummervollen Mienen und schweren Gedanken nach.

Und sie sollten recht behalten.

Was folgte war ein millionenfaches, sinnloses Sterben, das durch die neue Art der Kriegsführung mit Panzern, Granaten, Laufgräben, Giftgasgranaten und Unterseebooten vorangetrieben wurde.

Der deutsche Philosoph Walter Benjamin schrieb dazu: »Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken. Und unter ihnen, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper.«

Bereits in den ersten Augusttagen 1914 weiteten sich die dramatischen Ereignisse zum Weltkrieg aus.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--------------------------------|-----|
| Das erste Gespräch | 5 |
| Verlorene Heimat | 10 |
| Abschied | 44 |
| Ins neue Leben | 85 |
| Da und drüben. | 93 |
| Das zweite Gespräch | 109 |
| Die Käferbohnen | 111 |
| Über die Grenze | 127 |
| Die ersten Rebstöcke | 139 |
| Das dritte Gespräch. | 162 |
| Franz | 164 |
| Johanna | 179 |
| Marianna | 206 |
| Das vierte Gespräch. | 216 |
| Krieg | 219 |
| Partisanen | 250 |
| Das fünfte Gespräch | 261 |
| Nachkriegsjahre | 264 |
| Das letzte Gespräch. | 280 |



Evelyne Lorenz (Evelyn Schmidt), geb. 1950 in Graz, lebt in der Südsteiermark. Studium an der Pädagogischen Akademie in Graz und an der Universität Klagenfurt, 1986-2002 Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule in Győr (Ungarn), 1993-2011 Professorin an der Pädagogischen Hochschule Steiermark. Veröffentlichte zahlreiche Kinderbücher und Romane und erhielt mehrere Kunst- und Literaturförderungspreise. Lesungen in Österreich, Ungarn, Triest und Istanbul. „Die Käferbohnenfrau“ entstand nach umfangreichen Recherchen, ausgelöst durch die Öffnung der Grenze nach Slowenien im Dezember 2007.

www.editionkeiper.at